

Ein Stiergefecht in Mexico

Autor(en): **Weber, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571964>

Nutzungsbedingungen

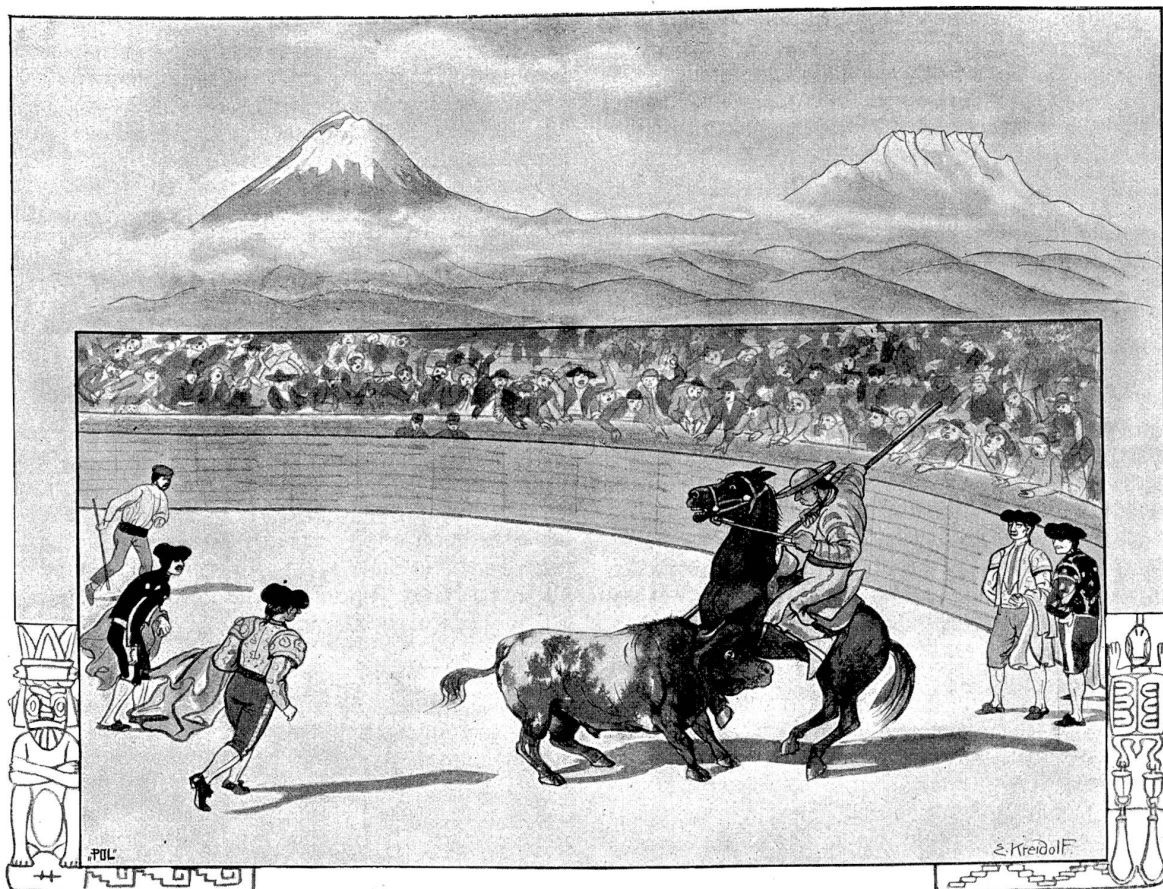
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ein Stiergefecht in Mexico.

Von E. Weber, München.

Mit zwei vignetten von Ernst Kreidolf, München.

In Puebla de los Angeles, der Engelsstadt, die einige tausend Meter hoch unweit der beiden mächtigsten Vulkane Mexikos zwischen welligen Hügeln lagert, war für den nächsten Sonntag ein Stierkampf angekündigt.

Schon acht Tage vorher spielten die kleinen, schwarzen Teufel von Indianerbuben allabendlich Stierfechten in den Anlagen vor der Kathedrale, die mit dem bunten Mosaik ihrer Kuppeln und Türme herrlich aus dem tiefen subtropischen Grün zum immerblauen Himmel heranragte.

Als ich am Sonntag nachmittag den Ring des Tausende von Personen fassenden Amphitheaters betrat, strahlte die Sonne verklärend und vergoldend über die sanften Höhen ringsum, schimmernd grüßte über den Rand des ungedeckten Baues die fremdartige, farbige Pracht der unzähligen spanischen Dome von der Stadt herein, und mir im Rücken glänzten in duftiger Bläue die einsam aus der hügeligen Ebene aufragenden riesigen Schneehäupter des Popocatepetl und Ixtacihuatl. Ich hatte einen Sitz auf der vorteilhafteren Seite der stufenweis übereinander steigenden Reihen, einen sogenannten Schattenplatz, erworben. Hier hatten sich erst wenige Leute eingefunden; mir gegenüber aber, auf der Sonnen-

Seite der Indianer und Mestizen in gedrängten Scharen: ein wirres, durcheinander schwirrendes Rufen von unzähligen Stimmen, das doch wieder wie ein zusammenhängendes Ganzes zum Himmel empordringt, während einzelne Schreie darüber hinausgellen und manchmal einer von den braunen Kerlen jäh aufspringt, die Hände über dem Kopfe schwingend. Grell leuchtet die südliche Sonne auf den weißen Linnengewändern, den rotgrünen Sarapes, großen Manteltüchern, die der Indianer unter Tags über die linke Schulter geschlagen trägt; seltsam starrt von drüben das Heer der hohen, spitzen Filzhüte mit den unmäßig breiten Rändern, und noch seltsamer funkeln darunter für unsereinen all die pechschwarzen, in wilder Lust erregten Augen.

Jetzt begann es auch um mich voller zu werden. Die Stadtplage Mexikos, der Englisch radebrechende Kuppler von einem Mestizen stellte sich ein und pries dem Fremden zudringlich die Reize seiner käuflichen Schönen an. Wohlhabende Landbesitzer sammelten sich in Gruppen, stattliche Männer, deren hohe, perlgraue Filzhüte mit ganzen Blumengewinden von Silber eingelegt waren, und denen malerisch drohend die überreich verzierten Griffe ihrer Pistolen hinter den kurzen Sammetjacken hervorstanden. Dann erfüllte die Menge

der städtisch gekleideten Bürger, meist Mischlinge oder dunkeläugige Kreolengesichter, unter denen hin und wieder ein blasiertes Allerweltsreisenden-Antlitz auftauchte, die Plätze. Und das alles redete und rief durcheinander und brach jedesmal, wenn sich das Thor unten zu öffnen schien, in ein wildes Johlen aus.

Endlich thaten sich die Schranken auf und der Zug der Stierkämpfer nahte. An der Spitze der Truppe schritt in reicher Goldtracht er selber, der Matador, ein Gefell schlank und geschmeidig wie eine Klinge, mit hochmütig-vornehmen Abenteureraugen, unter die ein lasterhaft leidenschaftliches Leben leuchte, bläuliche Ringe gezeichnet, und wie er seinen verwegenen Lockenkopf grüßend enthielt, da schien das Beifallsgeschrei der Menge über sich selber hinaustönen zu wollen. Dem Meister auf dem Fuße folgte die glänzende Bande der silbergeschmückten Banderilleros, die den Stier mit farbigen Tüchern wütend machen und ihm die Widerhaken eines kurzen, hantelbeenderten Stabes in den Nacken stoßen müssen. Zuletzt erschienen auf unscheinbaren, ledergepanzerten Kössen halb ritter-, halb räubermäßig die beiden Picadores, große, schwere Bursche in dicken, mit Stickerei besetzten Lederhosen, den hohen Filzjombbrero auf dem Kopf, lange Lanzen im Arm.

Langsam bewegt sich so die phantastische Schar im goldensten Sonnenschein durch die Arena; umjauchzt vom Beifall der Menge schwingen die schmuckschimmernden Gestalten unten die Mützen, und es ist, als schaute eine ferne, abenteuerliche Zeit von dorthin in die Gegenwart. —

Der Zug hatte sich aufgelöst. Der Matador lehnte lässig an der Barrière, und die Picadores warteten im Hintergrund mit gesenkten Lanzen, während die vier Banderilleros mit ihren bunten Tüchern sich über den Kampfplatz verteilten. Die Stallthür flog auf, leichter Hufendonner erdröhnte, und der dunkle, kräftiggewachsene Kampfstier kam, mit dem Haupt fast am Boden, in die Arena gestürzt. In der Mitte der Rundbahn hielt er plötzlich an und starrte mit wilden Blicken um sich, verwirrt von dem auf ihn eindringenden Lärm, dem funkelnden Sonnenlicht und der Masse farbenprächtiger Kostüme. Sofort begannen die Banderilleros, ihre langen, grellen Tücher malerisch schwenkend, den Verblüfften zu reizen. Sowie er aber mit jähem Entschluß einem nachsetzte, kreuzte ihm augenblicklich ein anderer mit seinem Wimpel den Weg, und bald sah man den Unhold im Zickzack wie rasend in der Arena herumfahren, während um ihn herum die prächtigen Gestalten aufs kräftigste und schnellste mit ihren flatternden Fahnen sich tummelten.

Da verzogen sich die Banderilleros, einer nach dem andern ihre Fahnen einrollend, vom Schauplatz und die Picadores ritten, ihre Lanzen kampffertig erhebend, aus dem Hintergrunde heran. Der Stier durchmaß mit gesenkten Hörnern, den Schweif hoch in den Lüften, in schnellstem Laufe kreisend den Platz. Plötzlich aber schoß er, mit einem Ruck aus seiner Bahn lenkend, ganz unerwartet auf den einen Picador zu, und ehe es dem überraschten Manne gelang, die Lanze gegen ihn zu richten, hatte er den Gaul mit ein paar wütenden Stößen auf die Hinterbeine gestellt und im nächsten Augenblick Kopf und Reiter in den Sand geworfen. „Bravo, bravo, el toro!“ *) jauchzte es allenthalben. Das erste Blut

färbte den Boden der Arena. Die Banderilleros eilten von neuem auf den Stier zu, um ihn rasch vom Kopf wegzulocken, das mit herausgerissenen Eingeweiden verendend dalag; und während der erhitzte Sieger den schnellfüßigen Burschen nachjagte, hinkte der gestürzte Picador unter dem tosenden Gelächter und gellenden Pfeifen des Publikums vom Kampfplatz.

Aber auch mit dem Einbohren der Fährhaken in den Nacken des Stieres, das nun erfolgen sollte, hatten die Kämpfer nicht mehr Glück. Statt die Widerhaken über die Hörner hinüberzustößen, wie es die Übung verlangte, mußten sich die Banderilleros begnügen, dem gefährlichen Gefellen ihre Waffen von der Seite anzuspießen, was ihnen ein langandauerndes „Abajo!“ *) Juchheul von Seiten der Menge eintrug. Endlich stand der Stier, das braune Fell zu beiden Seiten des Halses von Blut durchsickert, bedeckt mit einem halben Duzend bunter Fährhaken, die bei jedem seiner Schritte schwanken und tanzten, da; ein Trompetensignal erschallte und der Matador trat vor. In seiner Linken trug er dem gereizten Tier eine rote, an einem Stabe befestigte Fahne entgegen. Sofort stürzt der Stier darauf zu, der Matador aber, mit kühlem Lächeln einen halben Schritt zurücktretend, läßt den Bullen, das Tuch über ihn hinaushaltend, unschädlich an sich vorüberdröhnen. „Bueno, muchacho!“ **) gelst ein enthusiastischer Schrei, und die Luft erzittert vom Jubel der Zuschauer. Ungezwungene Selbstbeherrschung in jedem Glied der stählernen Gestalt spielt jetzt der Fechter grazios und verächtlich sein Spiel. Mit lässiger Ueberlegenheit narret er den Wütenden, ja manchmal geht er, geringschätzig ihm den Rücken wendend, dicht vor seinen Hörnern einher, während das Ungetüm mit gebucktem Kopf atemlos, schnaubend, daß der Sand aufsteigt, hinter ihm dreinzieht. Plötzlich springt ein Teil der Zuschauer empor, und der niemals schweigende Lärm hastet zu einem schnelleren Durcheinanderrufen auf. Nun wird's Ernst, der Moment der Entscheidung naht: der Matador hat sich eine nackte Klinge geben lassen. Er tritt, sich fest hinstellend, dem Tier entgegen, streckt das blutrote, reizende Tuch mit der Linken vor sich und erhebt darüber den Degen zielend vors Auge. Das Tier rollt, den Kopf schüttelnd, die heimtückischen Augen und dann stürmt es auf einmal dem Feinde entgegen, als müßte es diesmal den Unfaßbaren fassen. Aber es trifft nur den spizen Stahl, den es sich durch die Wucht seines Anpralls fast bis ans Hest in den Nacken rennt, und vor dem zur Seite tretenden Matador noch bricht der Stier lautlos zusammen.

Ein donnerndes Bravo! . . . Cigarren, Cigaretten, Geldbörsen, Stuis, kostbare und wertlose, regnen aus dem Zuschauerraum in den Sand. Ein enthusiastischer Bandmann schwingt seinen Sombbrero über dem Kopf und schleudert ihn dann hinunter. Schauer von Hüten folgen dem Beispiel des ersten. Die Genossen sammeln dankend die Gaben, die Hüte aber wirft der höflichstolze Matador selber mit elegantem Schwung ihren Besitzern wieder zu, die, beglückt, die durch die Hand des Siegers geweihte Bedeckung aufsetzen.

Beim nächsten Stier erregt die Begeisterung des heißblütigen Publikums vor allem ein Banderillero, ein mittelgroßer, magerer, kräftig gewachsener Mann mit

*) Bravo, Stier!

*) Nieder!

**) Wacker, Bursch.

einem bleichen, leidenschaftlichen Gesicht, dessen beim Atemholen stets weit geöffneter Mund anzuzeigen scheint, daß im Innern des muskelharten Körpers doch schon heimlich zerstörende Gewalten an der Arbeit sind. Hastig mit beiden Händen sein Fähnchen hoch emporweisend, eilt er, ohne alles Zögern und Ueberlegen, mit voller Nichtachtung seiner selbst, dem auf ihn zu galoppierenden Tier entgegen, grad als wollt' er sich darüber stürzen. Jetzt glaubt man ihn, wie er die Arme über die Hörner reckt, gespießt in die Lüste fliegen zu sehen, da sitzen die Haken auf einen Stoß und, indem er sich jäh herumwirft, entgeht der Torkopf dem drohenden Verderben, indeß der Stier verblüfft ins Leere hinein schießt. Einmal freilich kann sich der Mann nur durch einen verzweifelten Sprung über die Barrière retten, und dabei hat ihm das Horn des nachfolgenden Tieres den Atlasstrumpf aufgerissen und das Knieband zersprengt. . . .

Der dritte Stier saust auf den Kampfplatz. Aufgestachelt steigt sich die Blutgier der Zuschauer. Einem unglücklichen Roß, das mit aufgeschligtem Hintersehenkel und durchbohrter Brust, bluttriefend und zitternd, nicht vom Fleck will, wird der Gnadenstoß durch den Pöbel verweigert. Ein wildes „Ah“ der Befriedigung geht durch die Reihen, als ein Stier mit durchstochnen Luftröhre, betäubt den Kopf senkend, dasieht, während ihm das Blut ununterbrochen aus dem Maule strömt, und gierig vorgestreckten Halses verfolgen die grausamen Kerle alle Phasen des Todeskampfes bis zum letzten Erbeben der Glieder und endlichen Zusammenstinken des Opfers.

Dann wieder, nach all diesen wüsten Blutscenen, galoppiert mit einem Male ein junger, kraushaariger Stier mit braunen, fröhlichen Augen, erhobenen Hauptes, munter und unbefangen in die Arena. Vergeblich suchen ihn die Banderilleros zu reizen: gutmütig schnuppert er an den vor seiner Nase wehenden, bunten Tüchern herum oder er läuft ihnen wie ein Hund in gemütlichem Trabe nach. Ungeduldig reitet der eine der Picadores geradewegs auf das unverständige Tier zu, hebt seine Lanze und winkt ihm kühn zum Kampf.

Umsonst! Der Stier will die Herausforderung nicht beachten; mit Hohn und Spott zieht der Reiter vor dem Feigling den Hut; als aber auch das bei dem Schamlosen nicht verfängt, schmeißt er ihm in höchster Verachtung seinen Sombbrero vor die Füße. Carambo carajo!*) schallt es aus dem Zuschauerraum, und noch ein Hut, von einem hitzigen Mexikaner hinunter gewirbelt, rollt vor den Stier. Erstaunt betrachtet sich dieser diese merkwürdigen Gegenstände. Ein helles Gelächter anstimmend, beginnt das Volk nach den Ochsen zu rufen, die in solchen Fällen in den Ring getrieben werden, um den Kampfunlustigen in ihrer Herde mit hinauszunehmen. Der Picador wendet sich fragend zur Loge der Kampfrichter hinauf, aber auf ein stummes Kopfschütteln des Vorsitzenden zieht er seine Lanze auf und sticht sie dem ahnungslosen Tier in die Schulter, daß es erschrocken davon springt. Ein empörter Aufschrei entringt sich tausendstimmig dem Volk. „No! no! no!“ donnert es dann von allen Seiten, dem Kampfe Einhalt gebietend. Man hämmert mit den Stöcken, man trampelt mit den Füßen auf den dröhnenden Bretterboden. Ein wilder Haufen hängt, mit Fäusten drohend und fluchend, an der Loge der Kampfrichter. Ich meine einen Aufstand

zu erleben, aber ruhig, als gienge es ihn nichts an, raucht der Vorsitzende dicht vor all den heißen Gesichtern und fuchtelnden Armen seine Cigarre weiter, und während sich schließlich das wilde Gestampf und Gejohl in ein lauteregeltes Donnern und alle Augenblicke unisono wiederholtes Aufbrüllen der Menge verwandelt, vor dem das Amphitheater auseinander zu bersten droht, geht unten das Spiel seinen Gang weiter; der verwirrt retirierende Stier wird mit Fähnchen besteckt und der Matador erscheint. Er thut sein Möglichstes, um die Aufmerksamkeit des tobenden Publikums auf sich zu lenken. Es ist ihm gelungen, das gutmütige Tier zu einer Art von Raserei zu bringen. Dicht vor den stoßenden Hörnern haltend, dreht er sich, ohne zu fliehen, in einem kleinen Kreise. Der Stier mit seinem gewaltigen Nacken taucht alle Augenblicke nach ihm, um ihn emporzuschleudern, aber immer wieder verfehlt er seinen Mann. Lange will die Menge nichts sehen, endlich aber kann sie sich nicht länger halten; von ihrem Zorne lassend, kehrt sie sich plötzlich in brausender Begeisterung dem Matador zu, und die ganze Erregung von vorhin ist spurlos vergessen. Doch unterdessen ist die aufflackernde Wut im jungen Tiere schon wieder erloschen. Es ist erschöpft. Traurig blickend zieht es sich vor der blanken Klinge seines Peinigers zurück, bis er ihm mit dem Stahl die Schnauze peitscht. Da holt es schließlich gezwungen zu einem matten Angriff aus und taumelt halb bewußtlos in die vorgehaltene Klinge des Schlächters. Mit einem leisen, kläglichem Todesgebrüll fällt es verendend nieder.

Bald setzt es einen neuen Höllenspektakel. Diesmal vermag der Matador sein Opfer durchaus nicht tödlich zu treffen. Drei Schwerter stehen schon zur Hälfte teils im Hals, teils in den Schultern des Tieres, das mit seinem unerwarteten Ausweichen im letzten Moment immer wieder die Absicht seines Gegners vereitelt. Es ist kein schöner Anblick, den blutenden Bullen mit den hin- und herschwankenden Klingen bespießt herumlaufen und vor Schmerz schauern zu sehen. Ein kleines, blaßgesichtiges Bürschchen erhebt sich ganz verstört von seinem Platz; einer amerikanischen Dame wird übel und sie muß halb ohnmächtig hinausgeführt werden. „Lasso! Lasso!“ verlangt das Volk, dem es nun auch zu viel wird, immer stürmischer und zwei Reiter in mexikanischer



*) ein derber Fluch.

Landestracht traben auf den Kampfplatz, die Schlingen ihrer Seile über dem Kopfe wirbelnd. Ein Schwirren der einen Schnur, ein Ruck und der Stier ist an den Hörnern gefangen. Zurückgehend hebt er den einen Hinterfuß und im Augenblick schlingt sich, mit unfehlbarer Sicherheit geworfen, das zweite Lasso darum. Die Reiter galoppieren auseinander, der Stier bröhnt zu Boden und der in dunklen, silberdurchwirkten Sammet gekleidete, athletisch gebaute Mexger naht ihm von hinten, um ihm den Genickstoß zu geben.

Endlich war auch der letzte der auf dem Programm versprochenen Stiere getötet, und ich war, in der Meinung, daß nun alles aus sei, grad im Begriff, mich aufzumachen, als ein Getümmel auf der Sonnenseite des Zuschauerraumes entstand und plötzlich eine ganze Volksmasse die Zarapes von der Schulter reißend, in die Arena hereinbrach. Starr vor Schrecken glaubte ich im ersten Moment an eine Panik. Doch nein! Unten angelangt, hält die Bande; hochaufhüpfend und die Zarapes schwingend scheinen sie noch etwas zu erwarten. Die Sonne ist untergegangen, und eine bläuliche Dämmerung erfüllt leise verschleiernd die Lüfte. Mit einemmal öffnet sich die Stallthür und zu meinem höchsten Entsetzen rennt ein Stier in vollem Lauf in die wehrlose Menge. Aber mit schrillum Jubel empfängt das Volk den unheimlichen Gast, dessen Hörner allerdings durch dicke Verhüllungen um ihre Schärfe gebracht sind. Und vor ihm her und um ihn herum und hinter ihm drein in breitem Strome stürzend, höhnt und reizt und schlägt es mit Fäusten und Luchern. Gleich einer Schar von Gespenstern tanzen die weiß gekleideten Gestalten in der Dämmerung herum; wie ein dunkler Dämon jagt der Stier zwischen ihnen. Gespensterhaft wirkt es auch, wie sie in dem

Gebränge dem rasenden Tier auszuweichen verstehen, oder wie die zu Boden Gefallenen, über die hin der Unhold setzt, sofort wieder aufspringen und dem Stier, als wäre nichts geschehen, nacheilen. Wie die Stallthüre neuerdings aufgeht, rettet sich der von der Unzahl seiner Quälgeister ganz in Verwirrung gebrachte, froh einen Ausweg zu finden, hinein und verschwindet, verfolgt von höllischem Hohn und Gelächter, hinter den zuschlagenden Thoren. Das war der Gipfel der Volkserschütterung und der Schluß des Stierkampfes, wie ich ihn in Puebla gesehen.

Als ich am nächsten Morgen über die weite, glänzende Ebene dem altaztekischen, am Fuß der beiden Vulkane gelegenen Dertchen Cholula zupilgerte, erlebte ich noch ein possierliches Nachspiel des gestrigen Kampfes. Die Eingeweide der gefallenen Rosse waren vor die Stadt, dicht neben die Landstraße, hinausgefahren worden, und nun stritten ganze Scharen von Masgeiern und Hunden darum. Mit wütig-klagendem Geheul fielen die Hunde die großen Vögel an; diese aber hüpfen gravitätisch-energisch, die mächtigen Flügel wie eine Art ungeheurer Arme ausspannend, den Feinden entgegen und wußten mit den spitzen Schnäbeln so schnell und wirksam dreinzufahren, daß die armen Vierfüßler immer wieder jammervoll die Flucht ergreifen mußten.

Zu weissen Gunsten aber dieser Kampf schließlich geendet, kann ich nicht sagen; denn bis ich bei sinkender Sonne an demselben Punkt wieder vorbei kam, waren Hunde sowohl wie Vögel spurlos verschwunden und von der umstrittenen Mahlzeit auch nicht ein Feggen mehr übrig geblieben.

Heimkehr.

Als wär' ein wunderheller frühlingstag
Zu einem Wintermärchen jäh erkarrt:
Ein Schneewittchen, das der Erlösung harrt,
Schien mir der Tag, der auf der Erde lag.
Bis daß des Lenzes lautes „Werde“
Der Schläferin Ohr verheißend traf,
Verharrt die Welpinzeßin Erde
In ihrem starren Todeschlaf.

„Nicht dir zur Seite, Sorge — Bleib' zurück
Und laß einmal die Hoffnung mich geleiten,
Die junge Maid mit ihrem Schleierblick,
Das Füllhorn tragend, übergroß an Glück,
Mit ihr möcht' ich durch winterscheue Weiten,
Durch Erdenlande lenzentsgegen schreiten —
O bleib' zurück —

Ich komme wieder,

Dir mich zu verbinden . . .
Prangt erst der Lenz in seinem grünen Nieder
Und träum' auch ich im Rausch der Schöpfungslieder . . .
Der holde Traum wird — ach so bald, entschwinden,
Der Weg zur Sorge ist ja leicht zu finden“ — — —

Einst ließ ich glückverklärt die Hoffnung walten,
Die leise Einzug hielt in meinem Ich.
Ein alter Wahn hat ihr die Waag' gehalten,
Der Wahn vom Glückstern, welcher längst verblich —

Ja einst — im Frühling — pflügte ich mein Feld,
Mein Glücksternglaube fruchtete den Pfad,
Das mir vertraute Pfund ward gut bestellt
Und erntesicher schritt ich hin zur Mahd —
Da fand ich meiner Hoffnung fluren leer
Und regentäub fiel mich das Unglück an,
Sein Schattenwurf verfinsterte die Bahn
Und seither lockt mich keine Hoffnung mehr — — —

Nun füllt mich Sehnsucht nach den fernen Welten,
Wo nicht der Zufall mehr das Wohl bedingt,
Wo Schätze, Titel, Herkunft nimmer gelten
Und wo kein Leid dem Dasein mehr entspringt.

Woher der Hauch, der mich so bang besällt?
Was war's, das mir so heiß die Stirne küßte? —
Es ist die Sorge, die ihr Kind vernünftige, —
Und das sie neuverklärt umfangen hält . . .

Zürich, im Februar 1898.

Paul Jlg.